



Feierabend



Ein Greis erzählt.

Von A. Jasiulajtis.

Ich kehrte von einer langen Wanderung zurück. Bis nach Hause hatte ich noch zwei Berst, war aber so müde, daß ich mich kaum mehr auf den Füßen halten konnte; nichtsdestoweniger war mir aber so wohl, so froh ums Herz. Die zauberhafte Sommernacht stimmte mich gut.

Da erblickte ich im Mondlicht eine mir bekannte Hütte.

Hier werde ich Wasser trinken und ausruhen, dachte ich für mich.

Bald stand ich vor einem niedrigen Zaun, fand die Pforte und trat in einen kleinen Hof.

Die Fenster waren finster, die Einwohner schienen zu schlafen.

Ich täuschte mich aber, denn auf der Bank vor der Hütte erblickte ich einen Greis, der auf meine Schritte den Kopf aufrichtete und sagte:

„Ah... Sie sind es?... Ich dachte... weiß Gott wer...“

„Ihr schlaft noch nicht?“ fragte ich.

„Das Alter... In der Stube ist es dumpf und schwül, ich kann die ganze Nacht weder schlafen noch ein Auge schließen... Wenn ich einschlafe, so geschieht das erst am Morgen, wenn es kühl wird.“

Ich bat den Alten um ein Glas Wasser. „Ja, ja, ich bringe Ihnen sofort aus der Stube... Übrigens, hier ist der Brunnen, möchten Sie nicht schöpfen, es wird kälter sein“, meinte der Alte, mit der Hand auf den krummen Schwengel deutend.

Ich befolgte seinen Rat, ging durch die Pforte zum nahen Brunnen, schöpfte mir mit dem Eimer Wasser und trank es mit Lust.

Dann kehrte ich in den Hof zurück und setzte mich auf die Bank neben den Alten. Wir begannen zu plaudern, über das und jenes, gedachten der Vergangenheit, des Frondienstes.

„Ja... das waren schreckliche Zeiten...“, meinte der Alte leidend. Sein Gesicht: drückte ein trauriges, tiefes Nachdenken aus.

„Auch ich habe schon einmal den Strick um den Hals gefühlt“, sprach der Greis nach kurzem Schweigen.

„So, so, wie war denn das, Väterchen?“ fragte ich, neugierig werdend.

„Ja... Ich diene damals beim Grafen A. als Gärtner. Der Graf war, wenn auch schon ergraut, noch ein rüstiger, starker Mann,

seine Frau aber um die Hälfte jünger als er, ein wundervolles, engelschönes Weib, wie es kein zweites in der ganzen Gegend gab.

Tagsüber war ich mit der Arbeit im Gemüße- oder Obstgarten beschäftigt und hatte nicht einmal Zeit, zu rasten. Und das Herz sehnte sich immer, weiß Gott wonach; immer war es unruhig. Denn, sehen Sie, Herr, ich habe weder Eltern noch Verwandte, ich war allein auf der Welt. Die alten Leute erzählten mir oft, daß meine Eltern Eigentum eines anderen Herren waren, der sie dem Vater unseres Grafen als Tausch für einen großen Hund überließ. Kurze Zeit darauf ließ der alte Graf meinen Vater für irgendein Verschulden zu Tode prügeln. Die Mutter starb bald danach aus Gram. Ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern und war wahrscheinlich sehr klein, als sie von dieser Welt schied.

Ich erinnere mich nicht mehr, woher ich einen kleinen Hund bekommen habe, einen gewöhnlichen Schäferhund, der sich mir eng angeschlossen; da war ich nicht mehr so einsam: ich hatte einen Kameraden und Freund.

Unsere Gräfin hatte die Gewohnheit, im Sommer bei Sonnenaufgang aufzustehen und, ehe noch die Sonnenstrahlen die silbernen Taupfropfen aufsaugten, im Garten zu lustwandeln. Es war ja nichts Schlechtes dabei, aber, mein Herr, sie ging barfuß, mit aufgelöstem Haar, bloß im Hemd, und hatte nur manchmal einen seidenen Schal um die Schultern geworfen. Diese Morgen Spaziergänge sollten die Schönheit der Gräfin konservieren ja sogar erhöhen. Und in der Tat, sie schien von Tag zu Tag schöner zu werden.

Oh, ich war damals jung und stark, und es ist ganz natürlich, daß ich bei diesem Anblick nicht gleichgültig bleiben konnte. Ihr weißes Gesicht, von der Morgenfrühe gerötet, lächelte den singenden Vögeln, der aufgehenden Sonne, den blühenden Blumen und grünen Bäumen fröhlich zu; ihre blauen Augen sendeten ringsum Blicke aus, das aufgelöste Haar reichte ihr fast bis zu den Füßen. Ach, diese Haare zierten sie am meisten. Der Körper: wie gegossen, geschmiedet, frisch und weich wie eine junge Birke; durch die durchsichtige Hülle sah man, wie ihre harten Brüste bebten und sich des Lebens freuten.

Mein junges Blut kochte. Was würde man nicht alles dafür geben, dieses herrliche

Wesen umarmen zu können, sich tief einzusaugen in die heißen Lippen, in die glänzenden Augen, runden Arme... Oft träumte ich: Wenn ich an der Stelle des Grafen wäre, wie glücklich fühlte ich mich im Besitze dieser Frau.

Eines Morgens arbeitete ich wie gewöhnlich im Garten. Auch die Gräfin erschien. Ringsum freute sich die ganze Natur... Blötzlich kam, weiß Gott woher, mein Hund dahergerannt und fiel wie toll über die Gräfin her... Ich erschrak derart, daß mir der Rechen aus der Hand fiel, während die Gräfin entsetzt aufschrie: „Jesus Maria! Hilfe!“ Die Arme erschrak sehr. Ich eilte zu ihr und riß den Hund weg.

Die Gräfin war blaß und zitterte wie Espenlaub, aber nicht mehr aus Angst, sondern aus Zorn.

„Wem gehört das Luder?“ rief sie, über mich herfallend.

„Mir!“ entgegnete ich, die Mütze vom Kopf nehmend.

„Dir gehört es!... Und ich werde deines Hundes wegen nicht einmal im Garten spazieren gehen können! Vielleicht werde ich ja noch krank... Das schenke ich dir nicht!“ Und sie lief eilig ins Schloß.

Kun, dachte ich für mich, jetzt wird es ein Dampfbad geben, ein heißes Dampfbad.

Ich ging an die Arbeit, aber alles fiel mir aus den Händen, mein Herz pochte gewaltig und ich konnte mich kaum auf den Füßen halten.

Aus der Ferne hörte ich die Gräfin rufen:

„Hängen, hängen! Ich hasse die Bauernkerle!... Wie kann es ein Hund wagen, über mich, die Gräfin, herzufallen!... Hängen! Man führe ihn tief in den Wald; hier soll nicht eine Spur von ihm bleiben!... Und man bringe mir den Strick des Gehängten!“

Ich bekreuzigte mich und begann Gebete herzusagen. Und der Garten schien mir in diesem Augenblick, ich weiß nicht weshalb, noch viel schöner zu sein, ich liebte diese Wege, die meine Hand geebnet haben, noch mehr aber die Bäume, von welchen ich jeden Zweig kannte.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als mich der Graf zu sich rufen ließ. Was sollte ich tun, ich ging zu ihm.

Er stand im Korridor, mit der Peitsche in der Hand, und sein Gesicht war so zornig, so schrecklich...

Es lief mir bald kalt, bald heiß über den Rücken.

„Hier wird mein Ende sein“, ging es mir durch den Kopf.

Ich nahm schon von weitem die Mühe vom Kopfe und demütig gebeugt blieb ich einige Schritte vor ihm stehen.

„Komme näher, verfluchter Bauernhund!“ Schrie mich der Graf an, mit den Füßen aufstampfend.

Das Blut erstarrte mir in den Adern.

„Wie konntest du es wagen, trotz meines Verbotes einen Hund zu halten? Du bist ja selbst nicht so viel wert, wie ein guter Hund! Der Teufel weiß, was ihr noch alles werdet haben wollen! Genügt dir nicht, daß ich dich ernähre?... Wie, wenn meine Frau krank wird? Alle Bauernhunde der ganzen Welt zusammengenommen sind nicht soviel wert, wie sie!... Du Luder, du!“ Und der Graf spie mir ins Gesicht und schlug mich mit der Peitsche.

Ich fühlte etwas wie Feuer im Gesicht, und über den ganzen Körper rann mir das Blut aus dem zerschlagenen Gesicht... Hier können Sie auch jetzt noch die Spuren davon sehen.“

„Dann“, fuhr der Greis nach längerem Schweigen in seiner Erzählung fort, „rief der Graf zwei Knechte herbei, ließ mir einen Strick um den Hals werfen, damit man mich im Walde aufhänge. Und obwohl mein Leben traurig und öde war, war mir doch leid, von dieser Welt zu scheiden. Die Knechte führten mich aus dem Hof. Wir waren bereits ungefähr eine halbe Werst entfernt, da hatten die Hensler Mitleid mit mir. Sie wuschen mein Gesicht mit Wasser aus der Straßentrinne, verbanden es, soweit es ging, und führten mich weiter.“

Plötzlich hören wir das Getrampel eines galoppierenden Pferdes hinter uns. Wir schauen uns um: der Hofknecht. Er reitet an uns heran und spricht:

„Thomas, die Gräfin hat sich deiner erbarmt, sie läßt dich nicht hängen, aber deinen Hund an deiner Seite. Und sie befiehlt, daß

dein Fuß die herrschaftliche Erde nicht mehr betreten dürfe, gehe, wohin dir beliebt, aber zeige dich nicht mehr...“

„Schwer ging es uns Armen, schwer!“ Mit diesem Zeugnis beendete er seine Erzählung und senkte den Kopf. In seinem Gesicht spiegelten sich düstere Gedanken wieder, schmerzliche Erinnerungen.

Wer weiß, woran er dachte: an die schöne Gräfin, an den Garten, welchen er dank der Herrin so lieb gewonnen hatte, oder vielleicht an die schweren Jahre der sklavischen Leibeigenschaft?

Auch mir wurde es traurig und schwer ums Herz...

„Lebt wohl, Väterchen“, sprach ich, mich an den Greis wendend, „es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“

„Lebt wohl“, erwiderte er leise.

Ich verließ den Hof und schritt auf die StraÙe hinaus. Jrgendwo im Dorfe, bei den Nachbarn, hörte man Hähne krähen... Die kurze Sommernacht ging zu Ende...

Hafenarbeiterlied.

(Aus den von Langston Hughes gesammelten „Liedern des Negers“.)

Zieh die Hebel, schwarzer Mann,
weißer Herr will fressen,
Büd die Schulter, Niggerweib,
weiße Frau will Berlen.
Faßt — an, Hoh — rud,
Blut ist rot
in beiden Farben.
Faßt — an, Hoh — rud,
weißer Herr will fressen.

Schau sie Kohlen, schwarzer Mann,
Ballstreet giert nach Dollars,
Nähre Kinder, Niggerweib,
Skaven für Fabriken.
Faßt — an, Hoh — rud,
Blut ist rot
in beiden Farben.
Faßt — an, Hoh — rud,
weißer Herr wird sterben.

Der letzte Mensch.

Von Wilhelm Schmidbann.

Die Berge waren längst von den Strömen in die Meere getragen, die Meere ausgefüllt und Land geworden, die ganze Erde eine glatte Kugel, überall in den Horizont gewölbt und von weißem Eis bedeckt.

Ueber dem Himmel hing die Sonne gelb aus einem braunen Himmel herunter, die Sterne waren mit der Sonne gleich zu sehen — das ganze Bild dieses Erbtages glich dem Bild einer Mondnacht in den lang entschwindenen Vorzeiten, da noch Berge geredt standen, Wälder tönten, Meere brannten, Städte der Menschen an den Strömen schwarzen Rauchs ausatmeten.

Der letzte Mensch schliff über das Eis in langen geraden Strichen, in den Anien gebeugt, als hätte er Schneeschuhe unter den Füßen. Er hatte aber nur breite Hornhufe da unten wie ein Pferd. Sein ganzer Leib war mit einem dichten gelben Fell bedeckt, die Arme lang bis fast zum Boden, die Stirn niedrig und schräg nach hinten abgesehritten — der letzte Mensch war durch die Umstände der Natur wieder zurückentwickelt zu den ersten Menschen der Urzeit. Nur die Schlankheit der Gelenke, die Schmalheit der Hüften zeigte an, daß das schaffende Blut

eines früheren Geschlechts in diesem Leib noch pulste. Vor allem aber sah aus diesen großen, ausgebrannten, blauen Augen nicht die aussehende, erobernde Kraft des Armenten, sondern nur die müde Traurigkeit des von Jahrtausenden belasteten Erben.

Der letzte Mensch suchte nach Gras. Wo er bisher an einem grünen Platz gewohnt und sich eine Höhle in die rote Erde gegraben hatte, war immer wieder das Eis herangerückt gekommen. Ein Haß auf dieses Eis zehrte in ihm, oft stampfte er mit wütenden Hufen darauf, um es zu zertrümmern, und mußte doch immer wieder weiter flüchten und im Hunger nach Gras spähen, der schmerzenden Kälte wegen die Arme über die Brust gekrenzt und den Leib ganz an die Schenkel gebückt. Hatte er Gras gefunden und sich gesättigt, so stierte er nach der gelben Scheibe der Sonne, und rings über das Eis, tat hin und wieder einen bellenden Laut in Frost und Weite hinein und lauschte, ob nicht irgendwoher der Ruf eines andern Menschen ihm antwortete.

Er hatte längst Eltern, Geschwister und alles, was noch an Mensch und Tier auf den Eisfeldern herumkriecht, sterben sehen — klaglos, von dem unentrinnbaren Anhauch des Eises verzehrt. Er war endlos lange von Haus fort immer der gelben lichtgehenden Scheibe entgegengewandert, Gras suchend. Die Nächte lag er zu einer Kugel zusammengerollt und fühlte dann die Wärme seines Blutes so wohligh, daß er leise zu singen anfang. Endlich mußte er erkennen, daß er der Letzte von allen war. Von da an fürchtete er sich und wagte nichts die Augen nicht mehr aufzutun. Nun bewegte er sich schon tagelang über das Eis, ohne Gras zu sehen. Der Hunger biß ihn, und er schlug mit heftigen Fäusten gegen seine Eingeweide, ward dabei immer schwächer.

Auf das letzte Stück Gras endlich, das er fand, setzte er sich und wagte nicht, zu essen, in der Gewißheit, dann keine Nahrung mehr zu haben. Aber bald warf er sich über das Gras hin und fraß, ohne die Halme wie sonst erst mit den Händen abzureißen, gleich mit den breiten, sich schiebenden Zähnen vom Boden weg. Während er lag und schäumend laute, rührte hinten schon das heranrückende Eis an seine Füße. Er erschrock nicht, gab sich seinem Schicksal hin, sah gekauert, die Arme um die Knie, und sah dem Eis zu. Von allen Seiten, von den Nachmassen geschoben, selber ein Wesen, selber fressend, näherte es sich, langsam, aber doch so schnell, daß

der Mensch immer wieder seine Füße an sich ziehen mußte.

Es war wie ein Spiel, so daß der Mensch sogar einmal, in Selbstvergessenheit, den Mund breitzog und lachte.

Plötzlich schrie er auf, als drehe sich ein glühendes Eisen in ihm um, brannte nach allen Seiten die erlöschende Blut seiner Augen in die Leere, schrie, schrie, streckte die Arme aus nach irgend etwas, warf sich dann über die Erde hin, wühlte sie mit lächerlicher Geschwindigkeit auf, bis sie in diesen Broden um ihn her lag. Von der Furcht, allein zu sein, von einer letzten Wollust, von einem Schöpfungstrieb gepackt, immer in ungeheurer Hast und bald mit blutenden Fingern, baute er eine Gestalt auf, sich selber ähnlich, die Gestalt einer Frau. Als sie so hoch bestand, wie er selbst, schraubte er die Arme darum, wühlte den Kopf daran, schrie nicht mehr, stöhnte nur noch, winzelte, stehete, griff an die erdene Brust, daß sich ein Herzschlag rühre, griff an die Arme, daß sie sich um ihn legen sollten. Das Eis packte ihn bei den Füßen. Zum formlosen Gesicht seiner Gestalt hochgehend, die Arme um die unbewegten Hüften geklammert, sank er hinunter.

Das Eis troch über ihn hinweg, nicht lauernd, sondern weich und lautlos. Dann schob es sich unter die Gestalt aus Erde, schnitt sie wie mit einer Messer Klinge von ihrem Platz los, nahm sie auf sich.

Ein wenig geneigt stand die Gestalt als das Letzte von Menschheit, und doch wie ein Denkmal der Hoffnung, auf der Endlosigkeit der weißen Kugel und starrte aus den leeren Augenhöhlen in das besternte Dunkel.

Die Null-Epoche.

Von Felix Niemastten.

Es war einmal ein Fuhrmann, der wollte gerne rasch reich werden. Da ließ er sich von einem Professor der Nationalökonomie beraten. Der Professor sagte ihm:

„Dein Gewerbe besteht darin, daß du für Lohn Lasten beförderst. Pferd und Wagen sind deine Betriebsmittel. Jede Fahrt kostet Zeit. Zieht dein Pferd in der Zeit viel, so bringt es dir bald hohes Frachtgeld; zieht es in der Zeit wenig, so bringt es wenig Frachtgeld. Das Pferd frißt Hafer; je mehr es frißt, um so teurer kommt es dir zu stehen. Also gebeut die Wissenschaft: viel ziehen und wenig fressen sind am vorteilhaftesten.“

(So etwas Dummes kann nur ein Gelehrter reden!)

Das arme Pferd bekam zehn Stunden Arbeit und launt eine Handvoll Hafer.

Dann holte es der Schinder.

Es war einmal eine Industrie, die wollte gerne rasch reich werden. Da ließ sie sich von den Professoren der Nationalökonomie beraten. Die Professoren sagten ihr:

„Das Wesen der Industrie besteht darin. Waren billig herzustellen und teuer zu verkaufen. Je billiger die Herstellung ist und je höher der Verkaufspreis, um so höher ist der Gewinn. Und wenn der Verkaufspreis nicht zu erhöhen geht, dann kann aber immer noch der Lohn gedrückt werden.“

Da stürzte sich die Industrie auf den Arbeiter und zwang ihn bis zum Umfallen zu arbeiten und fast nur von Ersatzmitteln zu leben.

Wie nun der arme Teufel so wenig verdiente, konnte er fast nichts mehr einkaufen. Er sagte: „Die Ware ist mir zu teuer!“

Da beschloß man, die Ware billiger zu machen, indem man die Herstellungskosten durch noch mehr Lohnsenkung verbilligte.

Aber da konnte das unglückselige Kreaturchen noch viel weniger einkaufen gehen. Und auch die Mehrarbeitspeinliche brachte den lahmen Gaul nicht recht hoch.

Es wurde so wenig gekauft, daß jetzt die Industrie genötigt war, die Preise tüchtig zu erhöhen, denn wo der Umsatz gering ist, wo die Masse es nicht bringt, da muß dann aber das einzelne Stück tüchtig was einbringen.

Und um trotzdem mitten in der Teuerung noch billig sein zu können, senkte man nochmals den Lohn.

Das war die Null-Epoche. In der allerletzten Zeit dieser Null-Epoche hatten nur noch die Margarinfabriken und die Kartoffelbrotwerke (Volksglück G. m. b. H.) zu tun. Und auch das nur durch Staatsaufträge.

Als dann kam der Schinder und holte den ganzen Babel ab mitsamt den Gelehrten der Volkswirtschaft.

zu bitten. Wir freuten uns in der Seele, aber alles ging schnell vorüber.

Raidenow wurde erschossen.

„Blinder, nimm deine Sachen“, ließ sich die Stimme des wachhabenden Kommandanten hören.

„Ach, ihr Karren“, antwortete Blinder und sprang auf. „Und meine Sachen brauchst du? Heute ja, aber morgen, du Hundsfott“, schimpfte er und wühlte in seinem Korbe.

„Schneller, Blinder, halt dich nicht auf!“

„Warte, Waska“, folgte die ruhige Antwort.

Er wusch sich, kämte den Scheitel seiner Haare, zog saubere Wäsche an und säuberte mit einem Lappen seine Schuhe. Der Kommandant wartete hilflos. Endlich verabschiedete sich Blinder von jedem einzelnen mit dem Lied: „Ach, Aepfelschen, wohin rollst du, in den Keller der Tscheta fälltst du und kehrt nicht mehr zurück.“

Und mit einem Schnalzen der Finger verließ er die Zelle. Bald darauf erwieß es sich, daß Blinder am Leben geblieben und Vorsteher des Verbandes der allukrainischen Tscheta geworden war.

„Utkin, komm“, rief mit zurückhaltender Stimme der Kommandant.

Der Eisenbahnbeamte reagierte nicht auf den Ruf. Er hielt in Gedanken seinen älteren Sohn an der Hand und den jüngeren drückte er an die Brust. Der Vater kullte seine Kinder in den Schlaf.

„Utkin, du Nas!“ rief der Kommandant lauter. „Stell' dich nicht, als ob du der einzige hier wärst.“

Man führte den Utkin aus der Zelle, indem man ihm die Hände auf den Rücken band. Er bemerkte uns nicht, als er zur Tür ging, sondern beruhigte wie früher in Gedanken seine erschossenen Kinder.

Danach, als man die arretierten Kommissäre Roslow und Nag weggeführt hatte, trat Stille ein.

Meine Verwandten sind doch tüchtige Kerle, dachte ich. Jetzt kann ich völlig ruhig sein, daß man mich nicht erschießt. Einige, welche fühlten, daß die Schlägerei ihrem Ende zugeht, erhoben sich von ihren Plätzen und führten ein munteres Gespräch. Nach einhalbstündiger Pause hörte man wieder die schweren Schritte der Schlepper. Der wachhabende Kommandant trat in unsere Zelle und nannte meinen Namen. Welche unbewachte Kraft warf mich von meinem Platz auf den Boden? Die Haare standen mir zu Berge, das Herz hörte auf zu schlagen, und ich lag in todesähnlicher Agonie. Ich wollte irgend etwas sagen, und konnte nicht. Ich war wie stumm. Aber meine Gedanken, meine schwarzen Gedanken werde ich im Leben nicht vergessen. „Nicht die Tscheta, sondern meine Verwandten erschießen mich... Was habe ich ihnen Böses getan? Mein Vater, für den ich mich lange Zeit gequält habe, führt mich zu Tode. Aber jetzt ist es schon zu spät, in einer Minute werde ich ein Leichnam sein...“

In der ersten Zelle des Kellergeschosses saß um den Tisch die Kommission der Tscheta. Der diensthabende Untersuchungsrichter Geilitisch (junior), der Hauptkommandant der Tscheta Lawischinnikow, der Vizekommandant der Tscheta Litwinow, der stellvertretende Vorsitzende der Tscheta Kofjanow und ein Vertreter der Arbeiter- und Bauerninspektion. Daneben standen die Schlepper: die Brüder Richter, Storožuk, Busjalki, Geilitisch (senior), der mit der linken Hand schoß, weil er an der rechten gelähmt war, aber mit der linken Schoß er gern und sicher.

Von dem Geruch des frisch vergossenen Blutes wurde mir schrecklich übel, ich schwankte hin und her und wurde von zwei Schleppern gehalten.

„Wie man mich erschießen wollte.“)

Von Donzow.

So war ich zum Tode durch Erschießen verurteilt und erwartete heute meine Schicksalsstunde. Ich glaubte den beruhigenden Worten meiner Verwandten nicht, es war nur schrecklich kränkend für mich, daß mir das Urteil drei Tage vor der Erschießung verkündet worden war. Jetzt, als man das Abendgebet sang, verstand ich, daß ein solches Gebet, wie alles, sein Ende hat, das für den einen früher, für den anderen später heranrückt. In diesen drei Tagen waren meine Nerven abgestumpft. Ich war müde zu denken und zu sinnen. Zur „Abschlachtung“ zu gehen, war nicht schrecklich, wenn es nur schneller gegangen wäre...

Die „Schlepper“ erzählten, daß nach dem Schuß ins Genick der sofortige Tod eintritt... Und wenn der Mensch tot ist, fühlt er nichts mehr. Gesund, gut und nach dem Leben dürstend, schläft man zu ewigem, ruhigem Schlaf ein... Solche Gedanken wechselten mit beruhigenden ab, als ob alles bei meinen Verwandten gut aufgehoben, und sie mich nicht ins Verderben stürzen lassen würden.

„Kommt es vor, daß das Präsidium der Tscheta Todesurteile aufhebt?“ fragte ich einen der arretierten Kommissäre, welcher in unserer Zelle saß. „Natürlich kommt es vor, aber erst erschießen sie, und dann können sie aufheben“, antwortete der Kommissär höhnisch. An seinem Gesichtsausdruck sah ich, daß er sich mit mir schon wie mit einem Toten unterhielt, und es schien mir sogar, als ob von mir ein Leichengeruch ausginge... Ein unangenehmes Gefühl, der Teufel hol' mich! Meine Gedanken gingen langsam, und es näherte sich meine Schicksalsstunde...

„Heute ist eine große Schleppe“, verkündete der ganze Zelle unser ältester, Blinder mit Namen. Dieser war Spezialist der Schlepper und sagte die Zukunft fehlerlos voraus. Er kannte auszeichnet: alle Regeln der Tscheta, und man konnte ihm glauben. Jeder regte sich für sich auf, aber jeder versteckte seine Aufregung. Wirklich verfuhr man an diesem Tage

sehr streng mit uns. Früher ließ man uns einige Male auf die Toilette, aber heute verkündete man, daß wir nur einzeln und nur einmal dorthin gelassen würden. Der Bewachung war befohlen, auf uns zu schießen, wenn wir uns erdreisteten, aus dem Fenster zu sehen. Die Gefängnis-Kommissäre ließen hin und her und schauten oft in unsere Zelle. Ihre Augen überflogen alle Arretanten, als ob sie jemand suchten, und jedem von uns fiel das Herz in die Hosentaschen. „Zum Gebet“, rief der Älteste. „Nur Mut, Genossen, man kann nur einmal sterben“, wiederholte der Kommissär. Man betete und legte sich nieder. Seufzen und Stöhnen hörte man in der ganzen Zelle. Niemand schlief an diesem Abend. Einige versuchten die Stimmung durch Erzählungen, Spässe, Anekdoten und Lieder zu heben. Aber vergebens. „Heute ist große Schleppe“, dachte es sich im Kopfe eines jeden. Sogar einige Kommissäre sprachen kein Wort.

Man kommt...

Aus der benachbarten Frauenzelle hörte man schreckliche Schreie von Kindern. „Nein, ich lasse die Kinder nicht“, schrie eine. „Erschießt sie, ihr Räuber, erschießt sie, laßt die armen Waisen zurück. Sie sind unschuldig.“ Die Schreie klangen entfernter und entfernter. Man führte die Frau des Eisenbahnbeamten mit den Kindern fort, die angeklagt war, Kinder gestohlen zu haben. Man erschöß sie. Aber der Gatte, der Vater, der Eisenbahnbeamte Utkin, verlor in unserer Zelle den Verstand. Er zerriß seine Kleidung, schlug sich mit der Faust gegen die Brust und schlug mit dem Kopfe gegen die Wand. Er lachte... weinte... und war ganz außer sich.

„Barbaren, warum habt Ihr meine Kinder ergriffen? Weinte, weine nicht, es wird nicht weh tun... Laßt, schießt nicht“, rief der verrückte Eisenbahnbeamte, sich an uns wendend. Und das berührte uns gar nicht einmal, so sehr war jeder mit sich beschäftigt.

Zuerst nahm man die aus anderen Zellen, und endlich näherten sich schwere Tritte unserer Tür.

„Raidenow, nimm deine Sachen“, sagte leise der wachhabende Kommandant. Gott, was hat der Tschetist angestreifen! Der, der mit seiner Banditenhand Tausende von Unschuldigen erschossen hat, fürchtet jetzt selbst den Tod. Zuerst versteckte er sich hinter den Brettern, dann sprang er von dort hervor und fing an, um Schonung

*) Diese erschütternde Erzählung ist ein Auszug aus den Erinnerungen des Ingenieurs Donzow, der vor kurzem aus Kiew geflohen ist. Im Jahre 1921 wurde er als Zeuge vor die Tscheta geladen und von diesem Augenblick an verbrachte er fünf Jahre in den Sowjetgefängnissen.

„Ihr Vor- und Familienname? Wo geboren und wie alt? Wissen Sie, warum Sie erschossen werden?“

Ich schüttelte verneinend den Kopf. Trotz aller Kraftanstrengung konnte ich kein Wort sprechen. Der Untersuchungsrichter las mir folgendes Urteil vor:

„Im Namen des ukrainischen Sowjetrepublikkollegiums der Gouvernementsstaats ist die Angelegenheit unter Nr. 72346 geprüft und beschlossen worden, den Beschuldigten zu erschließen, aber vorher von ihm die Stelle zu erforschen, wo der väterliche Reichtum sich befindet. Wenn dies der Beschuldigte freiwillig angibt, so ist das Urteil aufzuheben.“

„Ich weiß nicht“, kam es aus meiner Brust. „Unterschiere!“ befahl der Untersuchungsrichter.

Automatisch erfüllte ich seinen Befehl und unterschrieb. Man führte mich in das folgende große Zimmer, in dem sich außer einer Riste nichts befand. Es war beleuchtet von Hunderten von elektrischen Lampen, die an der Decke und an den Wänden angebracht waren. Das blendende Licht war so stark, daß ich vor den Augen nur glühende Flammen sah und neben mir zwei stehende, schwarze Figuren, die Schlepper.

„Zieh' dich schneller aus!“ befahl einer von ihnen.

In diesem Augenblick wurde es mir schon leichter. Ich wollte nur schneller die Kugel ins Genick bekommen und dann Schlaf. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich mich selber auszog, oder ob „sie“ mich auszogen, aber als sich vor mir die Tür des nächsten Zimmers öffnete, erstarrte ich. Mehr als hundert blutige Leichen lagen mit der Brust einer auf der anderen. Die Frau des Eisenbahnbeamten Utkin lag mit aufgelösten Haaren, mit dem Rücken nach oben, an der Brust ihren zweijährigen Knaben haltend. Utkin selbst lag an der Wand und hielt das Weinglas seines älteren Sohnes fest. Die Kinder waren auch ausgezogen...

„Riech' hinauf“, rief der Räuber.

Wie eine aufgeblasene Puppe kroch ich vorsichtig nach oben, bald auf Köpfe, bald auf Bäuche der Erschossenen tretend. Unverhofft stolperte ich und fiel, irgend jemand in der Umarmung ergreifend. Der Körper war noch warm. Ich drehte mich um und sah die Schlepper Storuschel und Richter mich beobachten und lichern. Ihnen gefiel meine Dual.

„Dreh' die Schnauze zu uns“, sagte Richter finster. „Zum letzten Male frage ich dich, wo ist das väterliche Geld und wo hast du den Vater verjuckt?“

„Ich weiß es nicht... schieß' schneller“, sagte ich mit heiser zischender Stimme.

*

Am nächsten Tag erwachte ich in meinem einsamen Zimmer. Ausgeschlafen rief ich um Hilfe und schrie mit herzzerreißender Stimme. Wie ein kleiner Junge „Papa“ und „Mama“ ruft, so rief ich wimmernd nach meinen Eltern. Es schien mir, als wäre ich im Sarg aufgewacht. Nein, es war kein Traum, was mir geschehen war!

Wer hat meine Haare abgeschnitten? Und warum sind sie nicht vom Kopf weggenommen? Man braucht nur auf den Kopf zu fassen, und die Haare fielen wie Flocken Schnee vom Kopf herunter. Sie sind gebleicht durch die nächtliche Dual.

An meinem Kopfende stand eine Krankenschwester. Sie überzeugte mich, daß alles Geschehene ein Traum war. Mit Tränen in den Augen bat sie mich, zu mir zu kommen.

„Gott, man hat keine Kraft, dieses Alpdrücken mitanzusehen“, sagte sie. „Warum foltert man die Menschen so und macht sie untauglich. Es wäre besser, sie zu erschließen.“

„Liebe Schwester“, begann ich. „Ich habe Angst, gehen Sie nicht fort von mir. Sagen Sie, werde ich leben? Hat man mich nicht getötet? Warum bin ich verbunden?“

„Man hat sie gepeitscht“, antwortete sie.

„Warum?“ fragte ich.

„Es ist Ihnen schädlich, zu sprechen. Beruhigen Sie sich. Schlafen Sie ein... Man hat Sie gefoltert...“

Die Schwester hielt sich zurück, dann weinte sie doch. Und ich schlief ein.

Unsere Lebensmittel.

Beim Kochen von Früchten (Birnen oder Äpfel) tue man in das Kochwasser ein Stückchen Butter. Dadurch wird das Ueberkochen verhindert.

Fleisch ist in Italien nur wenig als Nahrung beliebt. Es gibt in Italien an die fünftausend Ortshäfen, in denen Fleisch so gut wie überhaupt nicht gegessen wird.

In Norwegen ist das Fleisch der Walfische ein beliebtes Ernährungsmittel der niederen Bevölkerung. Selbstverständlich nimmt man nur die zartesten Teile der Wale.

Fruchtreis ist heute eine beliebte Nachspeise und ein begehrtes Volksgenußmittel. 1550 soll es zuerst in Frankreich aufgefunden sein. In Amerika erst um das Jahr 1800.

Fleischbrühe wird wohlgeschmeckender, wenn man ein Stück ungeschälte, aber zuvor auf der heißen Herdplatte samt schwarz gerösteter Zwiebel daran tut. Auch verleiht das der Brühe eine gute Färbung.

Ein gesunder ausgewachsener Mensch verzehrt im Jahre etwa: 78 Pfund Fleisch, 31 Pfund Fisch, 220 Pfund Kartoffeln, 400 Pfund Brot, 290 Pfund Gemüse.

Merke!

Die neuzeitliche Delfenerung der Schiffe bringt den Fischen und Vögeln große Nachteile. Besonders die Fische und Vögel an den Küsten werden dadurch stark geschädigt, daß die Wasseroberfläche mit Delrückständen überzogen ist. Seewögel wurden häufig beobachtet, die sich auf dem Meere niedergelassen hatten und dann mit durch Del verklebten Flügeln nur mühsam wieder aufsteigen konnten, um in den meisten Fällen an der knapp erreichten Küste Hungers zu sterben. Die Fischer behaupten, daß durch die Delmassen die Fischbrut vernichtet wird, indem die fettige Substanz den Luftzutritt ins Wasser verhindert, so daß die jungen Fische in den Küstengewässern, ihrer dringendsten Lebensbedürfnisse beraubt, ausnahmslos zugrunde gehen müssen.

Die besten Schaffensjahre. Die Ueberschätzung der jungen Generation, die sich auf manchen Gebieten bemerkbar macht, äußert sich u. a. in dem heute weitverbreiteten Glauben, ein Mann habe in den mittleren Jahren den Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit überschritten, namentlich in Bezug auf die schöpferische, dichterische Produktion. Demgegenüber ist es wertvoll, daran zu erinnern, daß Dante, Rabelais, Shakespeare, Rousseau, Goethe und andere den größten Teil ihrer dichterischen Werke im Alter von 40 und 50 Jahren schufen. Andere Dichter wie Milton, Swift, Walter Scott, Cervantes und Viktor Hugo schrieben die Werke, denen sie ihren Weltrenam ver danken, im Alter zwischen 50 und 60 Jahren. Voltaire schrieb drei seiner besten Werke nach der Vollendung seines 70. Lebensjahres. Ebenso alt war Tolstoi, als er seinen berühmten Roman „Auferstehung“ vollendete.

Wieviel Tier- und Pflanzenarten gibt es? Die Frage nach der Zahl der Tier- und Pflanzenarten ist heute, da die Erde angeblich „durch-

forcht“ ist, viel schwerer zu beantworten, als noch von wenigen Jahrzehnten. Damals ließ sich befriedigend angeben, wieviel Arten der einzelnen Gruppen bekannt und mit Namen versehen waren. Ende des vorigen Jahrhunderts dürften ungefähr 300.000 Tierarten und 200.000 Pflanzenarten einschließlich der einzelligen Lebewesen bekannt gewesen sein. Professor Wolff gab jüngst eine dankenswerte Zusammenstellung, in der er die Zahlenangaben einer neuerlichen Prüfung unterzieht. Wolff gibt die Zahl der heute bekannten Tierarten mit 465.000 an, davon 173.000 Käfer, 60.000 Schmetterlinge, 55.000 Hautflügler, 44.000 Zweiflügler (Fliegen usw.), 53.000 sonstige Insekten. Die Zahl der Wirbeltiere wurde schon 1886 mit 24.700 Arten angegeben. Man sieht also, daß außer den Insekten, Wirbeltieren, Weichtieren nicht viel für die Kleinen und weniger „durchforschten“ Tiergruppen übrig bleibt. — Für die höheren Pflanzen hat Thomas vor einigen Jahren die Zahl von 149.500 Arten angegeben. Außerdem sind etwa 70.000 bis 80.000 Pilze, Farne und Moose bekannt. Die Gesamtzahl der heute unterschiedenen systematischen Arten des Tier- und Pflanzenreiches der Erde beträgt demnach annähernd 700.000.

Weiteres.

Der Uebel größtes...

Ein Handwerksmeister fand kürzlich in einem ausliegenden Fremdenbuch die Verse eingetragen:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber sind die Schulden.“
Da schrieb ein anderer darunter:

„Die Schulden sind der Uebel größtes nicht,
Das größte Uebel ist die Zahlungspflicht.“
Aber auch diese Wendung fand ihren Kritiker; denn ein Nächster schrieb:

„Auch dieses ist der Uebel größtes nicht;
Denn übler ist noch der daran,
Der zahlen soll und nicht bezahlen kann.“

Dazu bemerkt ein vierter:

„Du irrst dich, Freund, nicht schlecht,
Du kennst des Lebens Not nicht recht;
Den Schuldner kümmern Schulden nicht,
Er lacht dem Gläubiger ins Gesicht. — Am schlimmsten geht es diesem oft,
Weil er umsonst auf Zahlung hofft.“

(Aus „Die Frau“. Beilage zum Organ der Schweiz. Plattstichweber.)

Hygiene. „Was ist denn das für eine Schweinerei? Heute morgen laufe ich ein Brot bei Ihnen, und bei dem Aufschneiden bemerkte ich, daß Sie eine Pfeife hineingebacken haben!“ — Gott sei Dank! Da wird der Meister zufrieden sein — er sucht schon den ganzen Tag danach!“

Rätsel-Gate.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 3 Schweizer Dichter. 2 1 8 Bild. 3 7 4 1 Sinnesorgan. 4 5 7 2 Zugvogel. 5 7 3 6 1 3 Vergnügen. 6 7 3 5 1 Ionische Insel. 7 4 5 1 2 Blume. 8 7 3 4 Männlicher Vorname. 3 1 2 6 Pelzart.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Dreieck. Griechen, Namjes, Jnter, Esel, Eber, es, n.

Abstrichrätsel: Freiheit ist der Ehren Hort, Sie krönt jedes Werk und Wort. Mich dünkt, der hab' ein armes Leben, Der freien Willen auf muß geben.